

«Fernsehen ist ein Kasperli-Theater»

«Unterschichtenfernsehen»: So nennt Entertainer Harald Schmidt die Privatsender. Den Medienkritikern ist's recht: Reality-TV, Talkshows und Doku-Soaps, dies sei anspruchsloses Fernsehen für anspruchslose Menschen. Dem widerspricht Peter Gross, Professor für Soziologie an der Universität St. Gallen: Der Begriff des Unterschichtenfernsehens sei «kreuzfalsch». Und überhaupt: «TV bildet nicht, sondern unterhält.»

Herr Gross, im eben erschienenen Buch «Leben ist verdammst schwer» finden sich neben dem Interview mit Ihnen auch Gespräche mit deutschen TV-Grössen wie Günther Jauch, Franka Potente oder Iris Berben. Fühlen Sie sich wohl in dieser Gesellschaft?

Peter Gross: Warum nicht, da sind ja auch noch Helmut Dietl, André Heller oder Frank Schirrmacher. Ich denke nicht, dass mich die Journalistin Kerstin Kohlenberg wegen gelegentlicher TV-Auftritte interviewte. Statt mit Fernsehnier mit Büchern in die Herzen meiner Mitmenschen einzuschreiben. Frau Kohlenberg ist mir bzw. meinem Essay «Ich-Jagd» in einer Buchhandlung in Berlin begegnet. Weil der Band türkisch herausstach.

Welches Verhältnis haben Sie zum Fernsehen?

Gross: Ein lockeres. Ich schaue gelegentlich fern, wie ich gelegentlich spazieren gehe oder eine Zoohandlung besichtige. Die «Tagesschau», Sport, allenfalls ein Melodrama, in Ausnahmefällen eine Diskussionssendung. Insgesamt ist Fernsehen, jedenfalls für mich, Lückenbüsser. Jedes Zusammensein mit Freunden ziehe ich dem Fernsehen vor. Trotz immer mehr Programmen schalte ich immer häufiger einfach ab.

Wie halten Sie es mit den neuen Sendeformaten: mit frühabendlichen Talkshows, Reality-TV und Doku-Soaps?

Gross: Diese Sendungen sind mir weitgehend fremd. Auch die Auseinandersetzungen über sie. Wenn aber die Feuilletonisten abschätzig von einem neuen Unterschichtenfernsehen reden und jungen Menschen, die weiss Gott genug Probleme haben, nun auch noch den Vorwurf machen, sie wüssten nichts Besseres zu tun, als sich solche Sendungen anzuschauen, dann wird die lehrreiche Seite dieser Sendungen verkannt. Ist es nicht die natürlichste Sache der Welt, wenn sich junge Menschen für das Leben ihrer Altersgenossen interessieren? Es ist völlig daneben zu fordern, sie sollten lieber den Sängern im Abendrot oder ein Bild von Vincent van Gogh im Museum anschauen – weder der Sängern noch van Gogh gibt ihnen eine Antwort auf ihre Lebensprobleme.

Man könnte auch sagen: Wer die Probleme anderer sieht, gibt sich damit zufrieden, dass die es auch nicht besser haben – und ändert deshalb nichts an seinem Leben.

Gross: Das sehe ich nicht so. Jede Art von Simulation zielt letztlich auf Handlung in der Realität. Wer Fliegen im Flugsimulator übt, will einmal richtig fliegen.

Ich übernehme gerne die Rolle des Feuilletonisten: Auch die Auseinandersetzung mit Vincent van Gogh kann uns etwas über das Leben lehren.

Gross: Natürlich. Das Leben van Goghs ist dramatischer als alle Filme über ihn. Aber die Menschen wollen sich mit ihresgleichen messen. Deshalb interessiert sie «Das Internat» oder «Heute sage ich alles». Deshalb haben auch Autobiografien von Fussballern, Fernsehköchen oder Wetteransagern eine grössere Leserschaft als die Biografie von Vincent van Gogh. Die nachmittäglichen Talkshows, in denen Menschen wie du und ich ihre Seele entblößen, haben so gesehen ihre Berechtigung. Wenn in ihnen Themen wie «Warum bin ich so dick?» oder «Ich habe meine beste Freundin betrogen» behandelt werden, so ist darin durchaus der Versuch erkennbar, ein Minimum an Lebenshilfe zu geben.

Geht es den Teilnehmenden nicht einfach darum, einmal im Leben für 15 Minuten berühmt zu sein, wie sich Andy Warhol ausdrückte?

Gross: Berühmtwerden ist das falsche Wort. Man möchte einen Abdruck hinterlassen. Wie der Bär im Nationalpark. Oder wie die Katze in ihrem Revier zeigen, dass man da ist, überhaupt ist. In eigener Gesellschaft, die dich ständig daran erinnert, dass du etwas aus dir machen sollst, ist dies nur Konsequenz.

Das Fernsehen missbraucht diese Menschen, um billige Talksendungen oder Reality-TV zu produzieren.

Gross: Das Fernsehen benutzt die Menschen, zugleich benutzen aber die Menschen das Fernsehen, um in den Herzen anderer Menschen zu leben. Dies ist ein unermessliches Bedürfnis. In einer Talkshow eine irrsinnige Geschichte zu erzählen oder mit der St. Galler Fahnne in ein Fussballspiel zu rennen, das live übertragen wird – das ist der einfache, aber wirkungsvolle Versuch, in einer Massengesellschaft eine Spur zu hinterlassen.

Kommen wir auf den Begriff des Unterschichtenfernsehens zurück, den Sie ins Spiel gebracht haben: Können Sie als Soziologe etwas damit anfangen?

Gross: Der Begriff ist polemisch und problematisch. Er zielt auf Gucker, die nach Bier riechen, Videospiele und Steiss-Tätowierungen mögen und Handy-Klingeltöne drauf haben, die einen in die Vorhölle oder in den Kindergarten versetzen. Der Soziologe redet nicht mehr von sozialen Schichten, sondern eher von Lebensstilen und Milieus. Das Einkommen ist lediglich eine der Dimensionen. Man kann auch arm im Geiste oder Prolo in der Kultur sein. Polemisch ist der Begriff, weil er einen Zusammenhang zwischen Schicht und Geschmack herstellt: Je einkommensärmer, desto schlechter der Geschmack! Das ist natürlich kreuzfalsch. Es gibt genug reiche Leute – eben Neureiche –, die gar keinen Geschmack haben und beim Diner problemlos das Messer abschlecken. Die sich darum abschliesslich an Punkte im «Gault Millau» und Rankings im «Bohème» halten. Dann

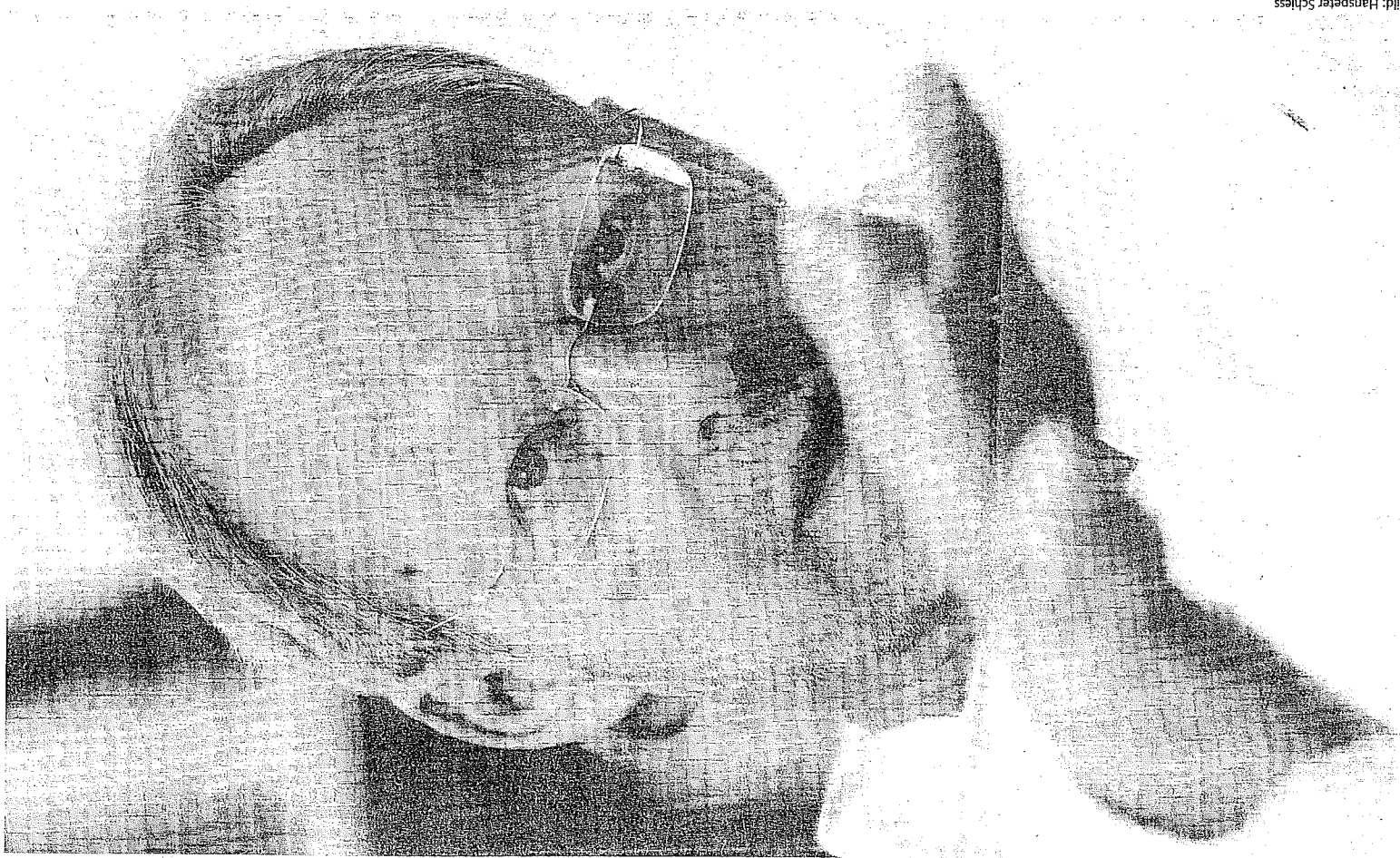


Bild: Hanspeter Schless

HSG-Professor Peter Gross: «Trotz immer mehr Programmen schalte ich immer häufiger ab.»

machen sie wenigstens nichts ganz falsch.

Wie würde eine vernünftige Einteilung aussehen?

Gross: Man muss zwischen materiellem und kulturellem Kapital unterscheiden. Es gibt ein selten gewordenes Grossbürgertum, das beide Formen von Kapital vereint: Geld und Geist. High Culture. Es gibt zweitens die Neureichen, bei denen sich viel Geld mit wenig Bildung paart.

Sie kaufen die richtigen Aktien, aber die falsche Kunst. Es gibt die Künstler und Bildungsbürger, die nicht besonders reich sind, aber viel Geschmack haben. Sie schauen sich das Schöne in Museen und Kunstausstellungen an. Auch wenn sie es nicht kaufen. Und es gibt ein Proletariat, das ums Überleben kämpft und weder viel Geld noch Zeit für irgendetwas anderes als fürs tägliche Brot hat. Eines Zusammenhang zwischen materiellem Kapital und dem TV-Geschmack herzustellen, ist abenteuerlich. Das einzige Gesetz, das ich kenne, heisst: Je höher das kulturelle Kapital einer Person ist, desto weniger wichtig ist das Fernsehen. Und umso wichtiger das Buch.

Der Philosoph Norbert Bolz behauptet, das Fernsehen sei das perfekte Medium für anspruchslose Unterhaltung; er spricht von «universellierter Geschmacklosigkeit». Teilen Sie diese Meinung?

Gross: Halbwegs. Fernsehen ist in erster Linie Unterhaltung – egal, ob «Tagesschau» oder Talkshow, ob öffentlich-rechtliches oder Privatfernsehen. Möchte das Fernsehen mit seinem angeblichen Bildungsauftrag ernst machen, müsste jeweils Frau Stauber oder Herr Müller nach der «Tagesschau» sagen: Schaltet jetzt das Fernsehen ab und macht was Geschlechteres. Dennoch würde ich Bolz entgegenhalten: Das Fernsehen bietet zwar allerlei Geschmacklosig-

Was machen Sie heute Abend?

Gross: Das ist eine gute Frage. Heute Abend besichtige ich Schröder. Mal schauen, mit welchen Geistern er es zu tun bekommt. Und ob er weiterhin den Eindruck macht, als könnte er einiges an Bratpfannenschlägen verkraften.

Interview: René Schue

Kerstin Kohlenberg, Stephan Lebert: «Leben ist verdammst schwer. Antworten auf 13 Fragen unserer Zeit», Blessing-Verlag, München 2005, 222 Seiten, 28.60 Franken.

Herr und Frau Schweizer mögens unangeregt

Es ist ein valabler Kandidat für das Wort des Jahres: «Unterschichtenfernsehen». So hat ARD-Entertainer Harald Schmidt, der zuvor viele Jahre lang für Sat.1 arbeitete, das Privatfernsehen unlängst genannt. Nun wird in Deutschland wieder einmal heftig über Fernsehkultur debattiert. Der Begriff des Unterschichtenfernsehens ist freilich keine Erfindung Schmidts. Erstmals tauchte er 1995 in der Satirezeitschrift «Titanic» auf, und es war der Geschichtsforscher Paul Nolte, der ihn in seinem Buch «Generation Reform»

land die Privatsender RTL, Sat.1 und ProSieben den Markt dominieren.

Natürlich hatte «Music Star» 2004 mit teils über einer Million Zuschauern eine Superquote. Statistiken zeigen aber, dass wir uns im Allgemeinen am liebsten die Tagesschau, Me-

Frau Schweizer mögens gepflegt. So erstaunt es auch nicht, dass die neuen Formate – «Traumjob», «Das Internat» und wie sie alle heissen – verglichen mit den Produkten unseres Nachbarlands eher unangeregt da-

(rs)